

Kultur Theater

FOTOS Maurice Weiss / Ostkreuz

Die letzte Inszenierung

George Tabori, der greise Wiener Theatermann, siedelt um nach Berlin. Peter Roos ging mit ihm auf die Wohnungssuche und erlebte den Maestro in einer schwierigen Aufführung.



Tabori zieht um. Mit 85 verläßt er Wien. Er geht nach Berlin. Wir fahren durch Berlin und suchen eine Wohnung. Er will nicht. Er wäre lieber in Wien geblieben. Dort probt er sein neuestes Stück, „Purgatorium“ oder Fegefeuer für abgechiedene Seelen.

Wir fahren weiter.

Sein Kopf geht ganz weit nach links, ganz weit nach rechts und kehrt zurück, in der Gegenbewegung streifen die Augen von einer Seite zur anderen. „Wo sind wir?“ fragt er. „In Berlin!“ kriegt er gesagt.

Kann er's nicht glauben? Links Wiedervereinigungsprotz. Rechts Hauptstadtpomp. „Wo fahren wir hin?“ fragt er, wartet die Antwort gar nicht ab: „Fahren wir zurück nach Wien!“

Hier will er sein, aber umziehen will er nicht. Er hätte es gern, wenn Berlin in seine Wiener Wohnung käme. Seit Jahren äugelt er mit der Metropole, die ihn einst zum Mann und dann zu einem Berühmten gemacht hat. Deutschland? Interessiert nur nebenbei. Wiedervereinigung? „Eine sexuelle Angelegenheit!“ Hauptstadt? Er ist skeptisch. Er kommt auch nicht wegen des Theaters, er kommt nicht wegen der Kultur. Die Offerte aus der Kapitale



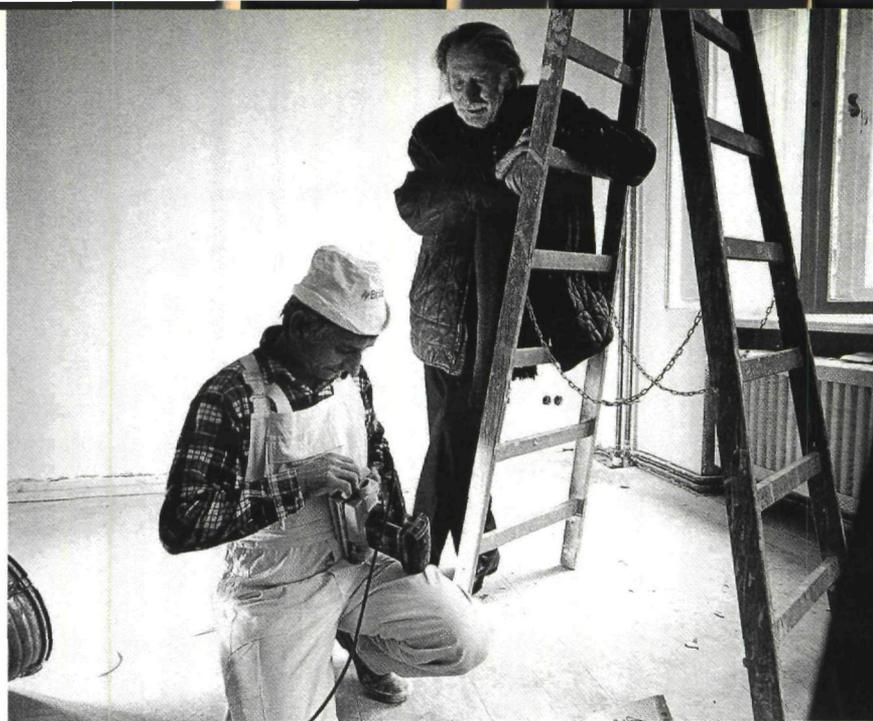
Regisseur Tabori in Berlin: Hier will er sein, aber umziehen will er nicht

ermöglicht ihm, dorthin zu gehen, wohin er sowieso gehen muß, um zu sterben. Traumhaft. In den Armen seiner Frau.

Seit Jahren schon ist das angekündigt. Von ihm selbst. George Tabori führte an Ort und Stelle auf der Bühne des Renaissance-Theaters seine mühevoll verschlüsselte Erzählung „Berliner Betten“ vor – ein autobiographischer Entwurf der letzten Jahre, die er hier erleben will. Ein Alter Ego läßt er in das Berlin seiner Jugend zurückkehren, wo ihn die Liebe traf. Jahrzehnte später führt literarischer Erfolg jene Tabori-Figur zurück – an dieser Stelle will er einmal nicht mehr atmen. „Ich habe nicht richtig gelebt!“ sagt der Held. Er habe es aber versucht. Nun wolle er wenigstens „richtig sterben“. „Wie stirbt man richtig?“ wird er befragt. „In den Armen einer Frau!“

George Tabori plant die letzte Inszenierung, seinen Tod. Er ist ganz er selbst. Ein starker Regisseur. So federleicht und temporeich er arbeitet, so witzig er ist, und so sehr er seinen Humor über alle tragischen Grenzen schickt und das Lachen hinterher, so galant und verspielt er sich geriert – er weiß genau, was er will, und auf welchem Weg er sein Ziel erreicht. Die Offenheit ist dabei sein Glück und die Neugierde sein Sprit. Aus den Tiefen seines Grundes schafft er. Und aus dem Schatz des Grauens.

Er arbeite nicht, sagt er nimmermüde, er spiele nur. Seinen Schauspielern ruft er auf die Probebühne hinüber: „Sein! Nicht spielen!“ Vehement lehnt er die Trennung von Kunst und Leben ab, von Schauspielerei und Mann und Frau und Fleisch und Blut. Alles ist eins. Und so sitzt er neben dem Regiepult ▷



Tabori auf Wohnungssuche: „Laß' uns zurückfliegen nach Wien“

Wie der Mann vom Mond, so bewegt er sich in den Räumen, läßt sich von Zimmer zu Zimmer schieben und fragt nach dem Dachgarten. Alle lieben ihn, alle bemuttern ihn, bevatern ihn, befreunden ihn.

▷ und dirigiert seine Biographie zu Ende.

Sie begann 1914 in Budapest, und da seine Familie jüdisch war, hätte der Lebenslauf um ein Haar ein schnelles Ende genommen. Aber Tabori konnte 1936 fliehen; er wußte die Familie mit dem geliebten Vater in der Gaskammer. Die Mutter entkam dem Todeszug durch Zufall und Witz. Vorher, als 18jähriger, die Sternstunde in Berlin – er liebte, er studierte und putzte Aschenbecher. Soldat der Briten, Journalist der BBC und immer Literatur. Weltweit unterwegs, 3 Jahre Hollywood, 2 Italien, Frankreich, 13 Jahre New York City. 1968 dann der Durchbruch in Berlin mit seinen „Kannibalen“, mit denen er Auschwitz veralbert als geschmackloses Massaker. 1971 kehrt er nach Europa zurück und lebt seit 1987 in Wien mit seiner vierten Frau, Ursula Höpfner, Tanz und Schauspiel, seine wichtigste Protagonistin.

40 Stücke, 20 Hörspiele, 70 Regien oder mehr. Drehbücher, Filme, Erzählungen, Essays, Romane. Drei Jahre Intendant in Wien. Am Burgtheater dann Dichter, Dramatiker, Inzenateur. Übersetzungen. Ruhm. Büchnerpreis. Ellenlange Feuilletons. Tabori, wie wir ihn kennen – Theaterteufel, Hexer; der erfolgreiche Provokateur:

Humor & Holocaust, Scherz + Shoa, Hitler – ein Mensch; der Jude gegen den Strich, der Witz von Auschwitz und Schabernack mit dem Letzten. Tabori, wie wir ihn kennen?

„Bitte sag“, sagt er zu mir in der Tucholskystraße vor der Besichtigung der ersten Wohnung, „daß dies die tollste Wohnung ist, die es in Berlin gibt! Dann können wir gleich wieder nach Wien fliegen!“ Dritter Stock. Er will gar nicht hinauf. Der Altbau wird saniert. „Das ist keine Wohnung!“ sagt er. „Das ist eine Baustelle!“ Seine Frau ruft: „Was für ein schönes geräumiges Bad!“ Tabori: „Das ist kein Bad! Das ist eine Baustelle!“ „Doch!“ widerspricht sie. „Das ist ein Bad!“ freut sie sich. Er: „Wo ist die Wanne, bitte sehr? Waschbecken? Kloschüssel? Spiegel? Handtuch? Seife?“ Wie der Mann vom Mond, so bewegt er sich in den Räumen, läßt sich von Zimmer zu Zimmer schieben und fragt nach dem Dachgarten. Wo der Dachgarten sei? Wo der Baum auf dem Dachgarten sei? Und der Park? Hier jedenfalls könne er niemals nicht eine Zeile zu Papier bringen, Pause, auf dieser Baustelle. Er habe es mir ja gleich gesagt. Ja, auf der Straße hatte er gesagt: „Bitte geh Du für mich hinauf und sag nur, daß diese Wohnung mir nicht gefällt!“ Alles Theater.

„Ich habe geträumt heute Nacht“, erzählt er mir drunten auf dem Bürgersteig: „ich komme auf die Bühne, die Bühnenarbeiter räumen gerade alles weg, lassen nur einen Teller Theatersuppe stehen. Ich esse sie auf. Ich bin alleine, schreibe noch eine Szene und sterbe.“ Er faßt meine Hand. „Dann bin ich tot.“

Tabori lebt. Aber: „Berlin war früher viel schöner! Die Straßen waren breiter, die Autos weniger und die Mädchen schöner. Die Deutschen waren bescheidener, haben“, und er führt das vor, „haben die Hand auf's Herz gelegt und Schuldgefühl gespielt. Vor allem hat es nicht geregnet!“

„Da ist die Synagoge, George!“

„Na und!“

„Dort vorne ist ein koscheres Lokal, George!“

„Immer diese Anspielungen!“

Ursula Höpfner reckt den Arm, streckt den Zeigefinger aus und deutet auf den dritten Stock: „George, dort oben, unsere neue Wohnung!“ Tabori sieht dem Zeichen gar nicht nach, er küßt ihr nur den Finger weg.

Alle lieben ihn, alle bemuttern ihn, bevatern ihn, befreunden ihn. Genervt: „Ich brauche eure Ratschläge nicht!“ Er erregt den unbedingten Liebeswillen. Wie ein Kind steht er hilflos, genußsüchtig und schlau mitten in

der Aura der Unwiderstehlichkeit, schickt den Sog hinaus, und man will nur ihm nahe sein. Guru, ein Kind.

Man möchte ob seiner Obstruktion, seiner Spielchen, seiner Querschläge, seiner Partisanenpartien aus der Haut fahren, was er sofort spürt und sofort quittiert mit einem so jenseitigen, guten, warmen, dankbaren, verständigen Blick, daß jeder dahinschmilzt. „Vor allem“, sagt Höpfner-Tabori, „akzeptiert er immer, wie einer ist – dadurch wird man stark!“

Es regnet.

Tabori sagt: „Es regnet. Laß uns zurückfliegen nach Wien. Man kann keine Wohnung suchen in Berlin, wenn es naß ist!“ Und da natürlich niemand auf ihn hört, mault er gleich auf der Rückbank des Wagens: „Egal, was ich sage, niemand hört auf mich!“ Sagt's, macht ein Clownsgesicht.

In der Hotellobby sitzen und warten. Auf die nächste Wohnung. Immer ist Tabori pünktlich. Die Uhr ist ihm keine Kategorie. Freiheit sei die Erkenntnis des Zwanges. Flott hat er den obligaten Schal um den Hals gelegt, vornehm, wie er die Beine in der Bügelfaltenhose übereinanderschlägt, und der rechte Fuß dirigiert im schwarzen Nappaslipper ein unsichtbares Orchester. Lässig hat er die Lider gesenkt, die Pupillen läßt er darunter hervor in somnambuler Zeitlupe über die Bühne der Rezeption gleiten. Nichts entgeht. Geduld sagt man ihm nach und Sanftmut. Aber Sanftmut ohne Gewalt? „Theater funktioniert nicht ohne Gewalt!“ Seine Aussagen placiert er unauffällig, stellt sie wie einen Alltagsgegenstand zwischen die Ledersesselchen, und erst, wenn sie stehen, explodiert ihre Bedeu-

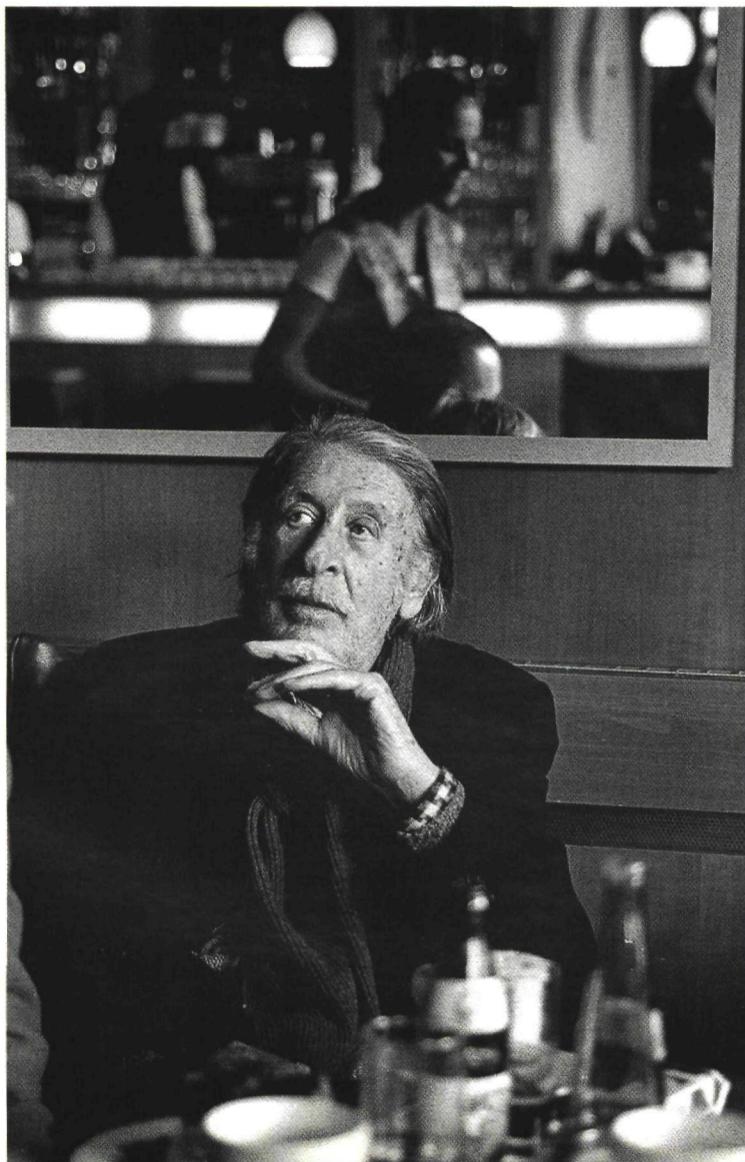
tung. Keine Aussage ohne Gegenrede, denn: „Theater ist Liebe, Theater ist Eros!“ Theater ist alles, sowieso.

„Entspann Dich!“ rät er mir.

Wie er so sitzt, als habe er immer hier gesessen und auch niemals, die Augendeckel auf Halbmast, zwischen Botticelli und Stehgeiger – der einsame, tragische Held.

Wohnen? „Interessiert mich nicht!“ Wohnung? „Unwichtig! Ich brauche nur 1 Bett, 1 Bad, 1 Stuhl, 1 Tisch zum Schreiben und zum Essen.“ Speisekammer? „Bin kein Speisekammerverzehrer!“ Essen? „Essen ist nicht wichtig im Alter!“ Küche? „Flüchtige Begegnung.“ Balkon? „Gute Luft.“ Rauchen? „Sucht. Angst.“ Gemütlich? „Ein österreichisches Wort!“ Pause. „Meint wohl das Gegenteil von ‚unentspannt‘, also wie ein großer deutscher Regisseur.“ Meint Claus Peymann. Pause. Zu „gemütlich“ gehöre „die Katastrophe“ und zur „Katastrophe“ gehöre „das Lachen“ und zum „Lachen“ die körperliche Erleichterung. Heimelig? Kennt er nicht. Wohlig? „Was soll ich mit diesen Wörtern? Heimat? „Gibt es nicht!“ sagt er. „Überall ist Fremde. Und ich bin ein Fremdling.“ Pause. „Ungarisch ist meine Muttersprache, hab' sie verlernt; Englisch meine Vatersprache, beherrscht ich nur fragwürdig, und meine Tantensprache ist Deutsch: ‚der, die, das‘ – das habe ich nie verstanden!“ Pause. „Ich sehe nichts mehr, ich kann kaum mehr gehen, die Ohren sind sehr schlecht, und mein Hund hat das Hörgerät gefressen, was ich besonders schön finde. Also finde ich es gut, fremd zu sein. Die Welt mit fremden Augen anzusehen und zu beschreiben. Das Leben ist ewige Emigration. Brecht, Büchner, Joyce, alle im Exil; Hemingway lebte auf Kuba, und als er nach Hause kam, mußte er sich erschießen, und Thomas Mann starb sofort, als er aus der Emigration zurückkehrte. Ich bin nicht der brave Bürger aus den Buddenbrooks. Ich brauche keine Wohnung. Auch nicht in Berlin!“ Gast? „Uschi wird eine schöne Wohnung finden. Und, ich versichere Ihnen, sehr verehrte Frau Höpfner, ich werde mich bei Ihnen als Gast ▶

Theatermann Tabori: Aura der Unwiderstehlichkeit





Tabori im Berliner Flughafen Tegel: So verloren wie daheim

Lebenslang auf Wohnungssuche. Eine zerbrechliche, schwächliche, mächtige Festung. Die dünnen Beine übereinandergeschlagen, die Hände sacht im Schoß.

▷ sehr wohl fühlen!“ Liebe? „Mein Lieblingswort.“

Vor 24 Jahren klingelte es an der Haustür von Ursula Höpfner, Schauspielerin und Balletteuse am Bremer Tanztheater. Auf der Schwelle stand George Tabori, ihr Regisseur. Er hatte einen Koffer bei sich und einen Blumenstrauß und eine Frage: „Darf ich bei Dir einziehen?“

In der dritten Wohnung setzt er sich sofort auf die Couch. Läßt seinen rechten Arm weit ausholen und läßt, als sei er bereits eingezogen, alle ein, der Zirkusdirektor Tabori: „Bitte nehmen Sie Platz!“ Die ondulierte Noch-Bewohnerin erstarrt. Die Platinblonde vom Immobilienoffice, frisch aus der Maske, schmiegt sich umgehend auf das Ledersofa mit dem 50er-Jahre-Swing, kuschelt sich auf den pinken Synthetiksattinkissen in Herzform dem „Herrn Professor Tabori“ entgegen, der Kopf an Kopf, gleich gnadenlos mit ihr flirtet. Das komplette Dachloft, Seitenstraße Kuddamm, Edelschick, leicht puffig, wie vom Meister selbst auf die Bretter dieser Welt gestellt, Hochpreisnippes aus der „Interior Italiana“-Boutique, Fächerpalme, Goldrähmchen, Tischchen hier, Tischchen da, Candlelight und Partybrezel, Mon chéri und sieben Bücher, Bodenvase auf fünf ver-

goldeten Adlerkrallen, die sich in den fetten Teppichboden haken, die Deko-Enten schwimmen durch's Ambiente.

Gleich beginnt er mit den Proben, auch wenn das Stück noch nicht geschrieben ist, jedoch, der Titel, der steht fest: „Wie soll man eine Wohnung suchen, wenn es regnet!“

Durch diesen Dachausbau bewegt es ihn, als sei er Marionette am eigenen Faden. Absolut unnahbar. Kalt. Professionell. Taxierend. Träumend. Spielend. Jovial. Ein Gambler. Ein Gangster. Ein Gigolo. Und je nach Rolle tappt und tänzelt er, trippelt, tapst oder tippt nur mit den Schuhspitzen. Mit Suche nach neuer Behausung hat dies alles nichts zu tun, nichts.

Beim Essen geht's wieder über Wien und Berlin. Gleich ist das Thema Peymann serviert. Taboris Miene gefriert.

Claus Peymann, vom Wiener Burgtheater übersiedelter Intendant des Berliner Ensembles. Taboris alter und neuer Arbeitgeber. Peymann, und Tabori. Seine Lippen werden lang, eng, ein Doppelstrich. Das Gesicht ist hart und kalt.

„Berlin“, lenkt er ab, „hat sich furchtbar verändert.“ Warum er überhaupt nach Berlin ginge und schon gar mit Deutschlands größtem Theatermacher Claus Peymann? Der, der

vor zehn Jahren ihn, seinen Haus-Autor und Regisseur, in der „Zeit“ als „eine absolute Sau in der Arbeit“ und einen „Tyrann erster Güte“ gebrandmarkt habe? Tabori winkt ab. Lenkt ab. „Peymann hat meine Arbeit nie verstanden!“ Tabori inszeniert ein Lächeln. „Sau“ und „Tyrann“, das ist, leicht zu spüren, nicht vergessen – darüber darf keine souveräne Geste hinwegtäuschen, da hilft kein ungarischer Charme, keine danubische Ironie. Die Augen flackern, die Lider flattern, die Augäpfel treten hervor, und die Haut an der Nasenwurzel kräuselt sich. Peymann hat in Taboris Herz gebissen.

Aber was ist Peymanns Tollwut gegen das Leid, das aus weiter Ferne hautnah Taboris Schaffen speist? Daß er, Tabori, überlebt hat, der Vater ins Gas mußte. Daß er, der Sohn, nicht retten konnte. Dafür spielt er mit dem Teufel; dafür juxt er mit der Hölle; tarnt sich mit Ironie, verbirgt sich hinterm Witz, rüttelt verzweifelt an der Welt und schüttelt sie frech wie eine Schneekugel. Freundlichkeit ist die Lebensantwort auf das Grauen. Und in dessen Schatten das Versagen, nahezu kein „Nein“ über die Lippen zu bringen. So wird der Tod zum Freund, und auf der Bühne ißt Tabori mit den Toten Wiener Schnitzel.

Nur am Flughafen kommt er mir angekommen vor. Da sitzt er und wartet. Auf Godot oder auf Wien. Sieben Sitze hat er neben sich freigelassen und nimmt auf dem achten Platz. So verloren wie daheim. Lebenslang auf Wohnungssuche. Eine kleine, zerbrechliche, schwächliche, mächtige Festung. Die langen, dünnen Beine übereinandergeschlagen, die Hände sacht im Schoß.

Als gäbe es um ihn herum keine Bewegung außer seiner und die der Seele, in die er sich wieder versenkt hat, in dieses tiefe, dunkle Land, wo er Wohnung genommen hat mit Chaplin und Beckett und Shakespeare, mit Mutter und Mutter Courage, mit Auschwitz, den Clowns, den guten Deutschen und dem Harem seiner Traumfrauen.

PETER ROOS, 49, lebt als freier Schriftsteller in Wien.

MAURICE WEISS, 35, ist Fotograf in Berlin.